Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 2 (1926)
Heft: 15

Artikel: Der Wetterberg
Autor: Kurz, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-833730

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER WETTERBERG

NOVELLE VON HERMANN KURZ

(Nachdruck verboten)

Einmal, ganz früher einmal, mußten große Hansen auf der Wetterburg gesessen haben. Solch große, starke Herren, die klirrend im Eisenkleid daherschritten, und stolze Frauen, die ihre aufrechte, hohe Schönheit in Seide und Sammet kleideten. Und deren Vergnügen waren Kampf und Blut und Hetze, Jagd und solche herbe Freuden. Vom hohen Turm herunter gab der Wärter Obacht, schaute über den Ort zu seinen Füßen, weit ins Land hinein, dem Rhein entlang und über die blauen Berge, wo in märchenhafter Ferne die Firnen blinkten, wie Silber so weiß.

Das alles war einmal, wie ein schwerer Traum.

Jene stolzen Herren und schönen Frauen schlafen in einer dunklen Vergangenheit ungekannt und vergessen. Vielleicht sinniert dann und wann ein junges Menschlein von ihnen. Aber ihre Burg ist geblieben und erzählt den Sonntagskindern Geschichten und Mären von einst. Sie träumt aber in Alltagszeiten grämlich dahin, denn sie ist altersgrau und baufällig geworden.

Vielleicht auch gefällt dem verwitterten Gemäuer die Herrschaft nicht besonders, über die sich ihr Dach und Schirm hält, wer weiß das. Sicher ist, daß nirgends, weder in einem alten, noch in einem neuen Gewölbe, auch nicht vom findigsten Heraldiker, das Wappen der Steiner gefunden würde, der Wettersteiner, denen schon viele Menschenleben lang die Burg gehört. Wie diese Leute und die Wetterburg zusammen kamen, wer sagt davon?

Die Legende berichtet von einem Kehraus im Lande und damit waren die Steiner ins Haus gekommen und Wettersteiner geworden. Sie waren einfach ins Nest gesessen, und so war's ihr Eigen und Reich. Gerade so ließ sich der Jos Koger im Oberpfühl nieder, blieb drin und war Herr im Haus. Der dritte Kumpan, der Gerwick, aber ließ sein Essen im Vogtshaus kochen, wurde ein Vogt von eigener Gnade, wie die Steiner und der Jos Koger desgleichen Herren.

Das Hereinsitzen ins warme Nest ging zwar nicht so leicht. Aber der Steiner und seine Kumpane, der Jos Koger und der Gerwick, schrieben, wie's zum Kämpfen kam, ihre Kaufbriefe mit dem Blut ihrer Widersacher. Sie taten's mit Federn, die der Waffenschmied hergerichtet und die Streich für Streich ein Menschenleben tilgten. Die Kanzleien, worin diese eisérne Schreiberei geschah, gab des lieben Herrgotts Grund und Boden ab. Schlachtgetümmel war die Musik dazu.

Die drei Kumpane hatten ihr Handwerk aber fix meisteriert, zum guten Ende waren sie die Herren. Kein Hahn krähte darnach. Sie hatten wohl gesiegelt und gebrieft gearbeitet, und eine lange Reihe Gräber bürgte für ihre Seßhaftigkeit. Darum auch hat nie mehr einer ihre Rechte angefochten. Sie hatten's und behielten's.

Der Ludi Werdenburger war dazumal Totengräber und Scharfrichter der Kumpane gewesen. Er hatte so den Grundstock zum Reichtum seiner Familie gelegt. So erzählen heute noch die Leute im Dorfe Schleeach.

Mit dem Teufel waren die Kumpane gewiß im Bunde und auch deren Kinder und Kindeskinder. Dummerweise ging diese Bruderschaft so alsgemach den Familien verloren. Nur der Blasi Steiner soll nicht sauber auf den Nieren sein. Jedoch hatten die Steiner, Koger und Gerwicks des Teufels Hilfe in vielen Sachen gar nötig gehabt.

Denn es ist zu bedenken, daß die Alten mit Ach und Krach, Mord und Totschlag ihre Dächer endlich rechtlich sicher unterstellten und stützten. Dazu aber, zum vollen Herrentum, mußten sie auch noch goldene Gülden haben. Allerdings besorgten diese Zugabe die Kinder der Kumpane.

Heute noch ist der rote Sandstein zu sehen, drunten zwischen Muttenz und Prattelen am Rheinbord, worauf der Sämi Gerwick und der junge Jos Koger mit zwei jungen Steinern fünf Rheinstättern die Köpfe abschnitten. Darauf schnallten sie die wohlgefüllten Geldkatzen ab den Leibern der toten Pfeffersäcke. Der alte Gerwick meinte dazu:

«Diese hätten weiterhin solches Gut nimmer notwendig.»

Für die Kumpane bedeutete das Gold alles. Sein oder Nichtsein. Bei der Teilung nahm jeder eine Geldkatze, die fünfte teilten sie redlich auf. Der Zufall oder die scharfen Augen der Steiner wollten da, daß ihre Katzen die edlere Rasse waren, ganz und gar Goldgülden. Die anderen aber waren mit Silber verbastert, so halb und halb. Nach der Teilung warf der Gerwick dann die Köpfe in den Rhein.

Der junge Jos Kober, der etwas auf die Kirche gab, ritt nach Schleeach. Er faßte im Klösterli den Pater Guardian der Kapuziner an der Kutte und galoppierte mit dem an den Rhein zurück. Der Kapuziner mußte dort an Ort und Stelle für die Toten beten. Damit war alles in Ordnung und die Rechnung mit dem Himmel für die Kumpane quitt. Denn sie taten dies aus freien Stücken, hatten's nicht nötig gehabt. Zahlten dem Kapuziner zudem Gold aus der Toten Geldkatzen.

Seit dort ist der Sandstein unter allen blauen einzig blaß blutrot.

«Und damit er's auch bliebe, sei der Stein einer Auffrischung der echten roten Farbe bedürftig,» meinte einer anderer Jos Koger zur bösesten Rheinzollzeit. Es war unter der Herrschaft des Bischofs, als ein Zollwächter des Jos' Schmuggelschiff mit den Händen festhielt. Nachdem er fehlgeschossen hatte auf den Jos. Das heißt, der Jos Koger war kugelfest.

Doch gesagt muß das auch sein: ehe er soweit war, hatte der Jos gelächelt und dem Zollsoldaten das Pistol, das eigene, gegeben und gesagt:

«Er solle nur herzhaft abbrennen — aber mitten drauf und dann, wenn's nichts schade, Vernunft annehmen und sich davonmachen und nichts gesehen haben. Das sei ein Rat, unter Brüdern hundert goldige Gülden wert.»

Aber der Zöllner war versessen, halt ein ehrgeiziger Mann. Das Pistol brannte er zum Versuch mitten auf den Jos ab. Als kein toter Mann daraus wurde, sagte er:

«Dem Pulver voran hätte die Kugel gefehlt, das sei ein falsches Kunststück.»

Der Jos war aber guter Laune, dachte immer noch an nichts Böses und antwortete:

«Der andere sei nicht so dumm — doch er selber hätte es jetzt eilig!»

Damit wollte er abfahren, um ans andere Ufer zu kommen, in Sicherheit. Dem wehrte der Zöllner, er sagte:

«Oho, mein Schatz, wo der Bartli den Most holt, weiß ich auch; bleib nur fein da, du spazierst jetzt mit mir ins Käfig.»

Das verdroß den Jos ein wenig. Doch wollte er's immer noch im Guten machen. Denn es brauchte viel, bis er die Augen rollte, daß sie herumfuhren und funkelten. Darum sagte er zu seinem Widerpart:

«Er solle nicht die gute Laune verschlagen; sie wollten weiter gut Freund bleiben.»

«Aussteigen!» befahl der Zollknecht.

Der Jos machte aufs Mal ein großes Gesicht, wollte ohne weiteres abstoßen, denn: «Es hätte ihn schon manch anderer Floh gebissen.» Der Zollknecht klammerte seine Hände fest an den Bootsrand. Er wollte das Schiff umschlagen. da mahnte der Jos noch einmal, ziemlich gutmütig, denn er war stark wie ein Ochse.

«Er solle fahren lassen.»

«Das tu' er nimmer,» sagte der Zöllner.

Der Jos zog sein schweres Haumesser vom Leder, zog auf und zählte:

«Eins, zwei, drei —»

«Nein!» schrie der Zöllner.

Der Jos hieb nun zum Versuch, um doch noch im Frieden davonzukommen, den linken kleinen Finger dem Zöllner von der Hand und fragte danach:

«Was der andere nun meine, ob's nicht besser wäre, sich zu vertragen.»

«Nein,» wehrte der Zöllner. Er wurde bleich.

Dem Jos tat der Mann immer mehr leid. Der war ein Mann, einer, den jeder, weil er tapfer ist, lieb haben muß. Darum erzählte er ihm die Geschichte von dem roten Sandstein und sagte zum Schluß:

«Es täte ihm leid, wenn er mit dem Zöllner der Farbe aufhelfen müßte.»

«Nur zu, du —,» sagte darauf der Zollknecht bitter ernst.

Der Jos hieb ihm da die linke Hand weg. Klatsch!

«Er solle lassen und gut Freund sein, er wolle sorgen für ihn fürder,» sagte der Jos.

«Nein» der andere.

Klatsch! Die Rechte.

«Dennoch wolle er festhalten,» schrie der Zöllner und biß in den Bordrand. Da tat dem Jos das elende Bild im Herzen leid. Zwei Jahre seines Lebens hätte er darum gegeben, wär's nicht so gekommen.

«Nun werde er die Farbe auffrischen müssen,» meinte er.

«Er soll's tun,» meinte der Zöllner und schaute den Jos an dabei, daß dem weh wurde von dem Blick.

Klatsch!

Das Haupt kollerte ins Wasser und schwemmte langsam rheinab.

Der Jos hatte aber seit dort ausgespielt. Er vergaß den letzten Blick des Mannes nimmer und ertränkte das Weh darüber im Weine. Das brachte ihn bald unter den Boden. Er beichtete darum einem Kapuziner seine Sünde. Schrieb all sein Vermögen auf und gab seine wilde Tochter, das einzige Kind, die Hilde, dem Sohn des Steiner. So kamen die zwei Burgen zusammen und viel Geld und fünf Meierhöfe.

Aber auch die Schande.

Denn die Leute erzählten bald, der Jos wäre ein Mörder gewesen. Erzählten alles, wie der Kapuziner ihnen die Geschichte erzählt hatte. Da drohte der junge Steiner allen zu schweigen oder —. Und die wilde Hilde soll darauf den Steiner gefragt haben:

«Ist das alles? Mir ist's zu wenig, für drei Meierhöfe, die Burg und die Säcke mit Gulden — von mir selbst nicht zu reden.»

Zu diesen Worten hatte sie den Steiner angesehen, das hat geheißen: «Bist du ein Hundsfott oder bist du mein Herr und Gemahl, zeig was du bist —»

Sie habe ihm auch ihre Kammer verschlossen bei Tag und Nacht. Und ihn nie mehr angeschaut. Darauf ging der Steiner still mit sich zu Rate; am Morgen sagte er:

«Hilde, ich reit über Land, hüt' dieweil das Haus.»

Die wilde Hilde hat den Steiner darauf lang angeschaut und ging zu ihm hin und küßte ihn wilder denn je und stieß ihn dann von sich. Er ritt weg. Am vierten Tag seines Fernseins kam vom Dorfe Schleeach herauf die Kunde zu Hilde, der Kaupziner, der vom Jos solch üble Mär erzählt habe, sei erschlagen worden, im Walde gegen die Fluh zu. Die Hilde ging dann zum Turmzimmer und saß von da weg vier Tage am Fenster, schaute aus nach dem Steiner und ihre Sehnsucht und ihre wilde Liebe flogen ihm entgegen. Da kam der Steiner von der Stadt her, ein beladenes Saumroß und eine alte Frau führte er mit sich, die Mutter des erschlagenen Zollknechtes. Die Hilde hatte seit jenem Tag den Steiner lieb wie ihren Augapfel und sie gebar ihm einige Söhne; die alte Frau, des Zöllners Mutter, wartete diese. Sie war zeitlebens wohlgehalten im Hause, bis sie starb.

Einer dieser Söhne heiratete das Gerwicks-Gut an sich, einer saß in die Burg zu Niederpfühl, und einer blieb auf dem Wetterberg. Drei andere teilten die Meierhöfe unter sich. Aber alle hingen aneinander wie die Kletten, unter ihnen kam niemand auf, außer die Familie Werdenberger. Diese war von jeher gut Freund mit den Steinern, Koger und Gerwick, mit denen zusammen machten die Werdenberger auch immer Blutarbeit.

Als der Krieg ins Land kam und aller Herren Völker sich auch am Rheine breit machten, waren die Gerwicks bis auf einen, den Sämi, verschwunden. Auch von den Koger war keiner übrig; diese waren ausgestorben, ihr Gut hatten die Steiner. Nur ein Ableger war von dem Sämi Gerwick nach dessen Tod übrig geblieben. Das war der Sohn von der roten Magdalene und dem Sämi, aber der zählte als ganzes nicht mit. Der Sämi hatte dem Buben zwar einige Aecker und ein Häuschen gegeben; die Kumpane machten ihm aber den Kopf voll und sagten:

«Es hieße aufpassen, denn er könne bei der roten Magdalene nicht darauf schwören.»

Darum hielt der Sämi den Beutel zugeknöpft, rückte dem Bastard mit nichts mehr heraus. Das gab viel Haß, denn der Magdalene ihr Bub trug das den Steinern nach und deren Kinder haßten darum dessen Kinder.

Dieser Sämi Gerwick war überhaupt einer, der am liebsten in fremder Herren Gehege pirschte. Die Schleeacher sagen darum heute noch, wenn sie einem, das heißt, dessen Frau einen rechten Schimpf antun wollen: «Ich glaub', da muß der Sämi Pate stehen!»

Denn der Sämi stand bei der Magdalene ihrem Buben Pate. Er war der Onkel des jungen Steiner vom Wetterberg, vererbte all sein Vermögen auf diesen. Auch war er der beste Freund vom alten Steiner, der sein Schwager war, er konnte ohne den nicht leben.

Diese zwei hatten sich dem Bösen verschrieben, alle schwarzen Künste wußten sie. Aber sie machten auch sonst viel Schabernack, um das Wasser auf ihre Mühle zu bringen. Zudem hatten sie auch ihre Pläsiers an solchem Ding. Wenn die Kirchenzehnten eingesammelt wurden, im Zehntenhaus aufgespeichert lagen, ging

(Fortsetzung auf Seite 6)

Lea Niako

die bekannte exotische Tänzerin, gastiert gegenwärtig im Zürcher Palais de Danse

Strandleben am Lido

Dancing-cocktail auf dem Wasser, mit neapolitanischem Orchester

(Fortsetzung von Seite 3)

immer das Dorftier in Schleeach um. Bleich vor Angst verkrochen sich Frauen und Kinder, überhaupt, mit einem Wort — männiglich die Mannen.

Das Dorftier war ein Ungeheuer. Es war größer als ein Mensch, aber wie eine Fledermaus, die grün leuchtete; ging immer um, hinter sich einen Wagen mit Rossen, die Hörner hatten und feurige Höcker, wie Kamele und bliesen Gluten aus. Am Morgen war dann immer das meiste Zehntengut fort. Dann kam das Dorftier nicht mehr. Als der Sämi Gerwick älter und bresthaft wurde, da war diese Musik aus. Der Sämi erzählte dem jungen Steiner den Spaß. Aber die Schleeacher bekreuzten sich immer noch vor dem Gespenst, heute glauben sie, ein Kapuziner habe es gebannt. Der Sämi aber sagte zum jungen Steiner:

«Er hätte schwarze Flügel von Tuch gemacht und Phosphor draufgestrichen. Der Steiner hinterdrein lag unter der Brücke des Wagens, von wo er glühende Holzkohle wegwarf. Den Rossen hatten sie von Holz Hörner gemacht und Heubündel auf den Buckel gebunden voll Phosphor.»

Das erzählte der Sämi dem jungen Steiner nicht zum Zeitvertreib, sondern als Exempel. Der junge Mensch sollte wissen, wie man sich bewegen müsse im Leben.

Aber auch sonst war der Sämi Gerwick einer, der viel konnte und wußte. Das Gleiche war auch beim Steiner so. Hatte der Sämi im Walde Holz liegen, dann fuhr der riesenstarke Mann in den Berg. Ganz allein, ohne alle Hilfe, und im Nu war er wieder im Dorfe, ohne daß die Rosse ein nasses Haar hatten. Als der Sohn von der roten Magdalene älter war, paßte er dem Sämi auf, der, wie die Mutter ihm sagte, sein Vater sei, so gewiß ein Gott im Himmel. Der rote Wilhelm hatte da einmal gesehen, wie der Sämi in den Wald fuhr. An Ort und Stelle murmelte er etwas, dann sagte er:

«Oha!»

Daraufhin polterte Holzscheit für Holzscheit auf den Wagen. Und ehe der rote Wilhelm über die Augen wischen konnte, war der Wagen voll. Der alte Steiner war um kein Haar anders gedeichselt. Auch er ging in des Schwarzen Schuhe. Darum hatten beide Männer ein böses Ende.

Der Steiner mußte dem Gottseibeiuns den Vertrag zuerst erfüllen. Drehen und Winden half ihm da nichts, er mußte daran glauben. Auch wenn er noch mehr gebetet hätte in seiner Todesnot, hätt' er gehen müssen. Als es gar zu arg war mit ihm, holten die Seinigen den Sämi. Der hatte da in seinem Leben Wasser und Weh geheult und getan wie eine Frau, der man das liebste Kind nimmt. Daraufhin sagte der Sterbende:

«Der Sämi soll nur stille sein, er komme ja bald wieder mit ihm zusammen.»

Da war der Sämi still und gefaßt. Er hielt dem Steiner die Hand, bis der verschieden war. Und man hörte keine Klage, gar nichts, vom Sämi nicht und nicht vom Steiner.

Doch als die Träger den Sarg zum Tor der Wetterburg heraustrugen, ging oben unterm Firstbaum im Hauptbau ein Laden auf, mit Windgebraus, wo kein Lüftchen ging. Und der verstorbene Steiner schaute von oben herab seinem eigenen Begräbnis nach. Alle Leute, die dies sahen, bekreuzten sich und wurden schlotterig vor Furcht. So grausam angstvoll war das anzusehen. Der Sämi aber nickte der armen Seele unterm Firstbaum zu. Da wurde das Windgebrause still. Und akurat das gleiche war's mit dem Gerwick Sämi, als der starb. Auch er schaute unterm First seinem Leichenzuge zu.

(Schluß folgt.)

✣ ✣ ✣

DIE BUNTE WELT

Ein spanisches Wunderkind

In der Geschichte der Wissenschaften sind Wunderkinder nicht gar so selten, als man gemeinhin glaubt. Der bekannteste Fall dieser Art ist der große französische Philosoph und Gelehrte Blaise Bascal, der in den Jahren, da gewöhnliche Sterbliche noch als unfertige Kinder am Gängelbande der Eltern geführt werden, bereits eine Professur bekleidete und weitberühmte Vorlesungen hielt. So unglaublich es klingt, in Spanien hat kürzlich das Phänomen des wissenschaftlichen Wunderkindes in einem jetzt elfjährigen Mädchen sich wiederholt, von dessen Leistungen das ganze Land widerhallt, und dessen erstaunliche Frühreife das Königspaar ehrend anerkannt hat. Schon in dem fast unglaubwürdigen Alter von sieben Jahren wurde Hildegarde Fernandez Carballeira an der Madrider Universität als Studentin immatrikuliert. Heute steht sie im elften Lebensjahre und hat bereits die vorgeschriebenen ersten drei Examina zur Erwerbung des akademischen Doktorgrades erfolgreich abgelegt. Der Prüfung wohnten der Hof und die ersten wissenschaftlichen Vertreter des Landes bei, die es an bewundernden Huldigungen für das geniale Kind nicht fehlen ließen. Von Hildegarde wird behauptet, daß sie schon mit elf Monaten imstande war zu lesen. Kürzlich veranstaltete ihr zu Ehren die Vereinigte Gesellschaft zum Schutze der Tiere und Pflanzen eine Sondersitzung, eigens, um ihr eine wissenschaftliche Auszeichnung zu überreichen. Diese Sitzung präsidierten die Töchter des Königspaares, die Prinzessinnen Beatriz und Cristina, die dem Wunderkinde noch einen besonderen Preis für literarische Leistungen aushändigten. In der erwähnten wissenschaftlichen Sitzung hielt die elfjährige Hildegarde ein wissenschaftliches Referat, das von dem gewählten Auditorium mit unerhörter Begeisterung entgegengenommen wurde. Die Kleine ist aber auch in der Richtung ein Wunderkind, daß sie heute bereits mehrere europäische Sprachen fließend beherrscht und auch außergewöhnliche musikalische Talente zeigt.

Insekten als Filmstars

Der Film von der «Biene Maja» ist jetzt nach einjähriger Arbeit vollendet worden und wird uns ein Neuland der Tieraufnahme im Film eröffnen. Unendliche Schwierigkeiten standen der glücklichen Vollendung dieses Films entgegen, denn es handelte sich ja hier nicht um dressierte Tiere, sondern man mußte die Insekten bei den natürlichen Vorgängen ihres Lebens beobachten und festhalten. Der Schöpfer des «Biene Maja»-Films, Wolfram Junghans, erzählt in der «Filmtechnik» von diesen seinen Erfahrungen mit den Insekten als Filmstars. Man kann die Tiere als Filmdarsteller in drei Klassen einteilen. Da sind zunächst einmal die dressierten Tiere, dann die Tiere, die für reine Lehrfilme verwendet werden und bei denen vor allem es darauf ankommt, sie in durchaus richtiger Umgebung auftreten zu lassen. Schon schwieriger wird der Umgang mit den Tieren, die gewisse Rollen in den Naturfilmen spielen sollen. Man muß sich hier auf das intimste in die Gewohnheiten der Tiere einleben, um im richtigen Moment eine Situation zu finden, wie man sie gerade für die Handlung des Films braucht. Junghans mußte z. B. für seinen Film «Argiope, die Tigerspinne» diese sehr seltene Spinnenart im ersten Sommer vom Ei bis zum Cocon züchten, dann im zweiten Sommer die aus den Cocons sich entwickelnden Spinnen bei all ihren interessanten Lebensäußerungen probeweise aufnehmen, und erst im dritten Sommer konnte der Film fertiggestellt werden. Zur Aufnahme solcher mehr dramatischer Filme aus dem Insektenleben bedarf es manchmal jahrelanger tierpsychologischer und -biologischer Vorstudien; besonders muß man genau wissen, was die Tiere nicht mögen, denn durch Erzeugung einer für sie ungemütlichen Situation werden sie unter Umständen gerade dazu gebracht, das vom Regisseur Verlangte schnell zu tun.

Bei der «Biene Maja» werden alle Spielhandlungen von den Tieren in freiem Triebe ausgeführt. Dazu mußten die Aufnehmenden die Lebensgewohnheiten bis ins kleinste studieren und täglich, auch Tage und Nächte hintereinander, dauernd mit den Tieren und Pflanzen zusammen sein, die im Atelier und auf dem Dachgarten untergebracht waren. Man hat es hier mit den wunderlichsten Stars, Diven und Massendarstellern zu tun, die wohl je bisher im Film erschienen sind. Da ist z. B. die «Biene Maja», die Bienenkönigin «Helene VII.», der freundliche Rosenkäfer Peppi, der Sensationsdarsteller Mistkäfer Kurt, die grausame Wegelagerin Kreuzspinne Thekla, der Zweifler Hieronymus, ein Tausendfuß, die schöne elegante Donna des Wassers und der Lüfte Libelle Schnucki. Dann die winzigen Glühwürmchen, das große Heer der kleinen Bienen, das kriegerische und räuberische Hornissenvolk. Besonders gefährlich war die Aufnahme der Hornissen, denn drei Hornissenstiche genügen ja, um den Tod eines Menschen durch Blutvergiftung herbeizuführen. Um das Ausschlüpfen einer Hornisse aus ihrer Brutzelle darzustellen, mußte in einer Wabe erst eine ganze Brut gezüchtet werden. Ebenso war die Aufzucht vieler anderer Tiere erforderlich, denn diese Darsteller konnte man ja nicht einfach engagieren, sondern man mußte sie in Feld, Wald und Wiese suchen und in der Gefangenschaft züchten.

Das mechanische Orchester

Das Neueste, das man in Paris sehen oder vielmehr hören kann, ist das von amerikanischen Negern erfundene «Ueber-Jazz-Orchester», das vor einigen Tagen im Maison Pleyel vorgeführt wurde. Nicht weniger als sechzehn mechanische Klaviere, acht elektrisch angetriebene Xylophone und last not least — vier riesige Flugzeugpropeller sorgten für einen «Ohrenschmaus», der wohl nur auf ganz dekadente Musiker einen Reiz auszuüben vermag. Man hörte einen synkopierten Rhythmus, ein entsetzliches Geklimper und das Donnern der Propeller, jedoch von Melodie keine Spur. Hoffentlich macht diese amerikanische Erfindung nicht die Runde um die Erdkugel.

Die Fliege

Ein Fliegenpaar vermehrt sich in einem Zeitraum von fünfeinhalb Monaten, also nicht einmal einem halben Jahre folgendermaßen: 1. Generation 2 Fliegen, 2. Generation 120, 3. Generation 7200, 4. Generation 432 000, 5. Generation 25 920 000, 6. Generation 1 555 200 000, 7. Generation 93 312 000 000, 8. Generation 5 598 720 000 000, 9. Gener. 335 923 200 000 000 Fliegen. Eine Fliege hinter die andere gelegt, ergäbe ein Band von 3360 Millionen Kilometer; das ist mehr als zwanzigmal die Entfernung von der Erde zur Sonne. Wer's nicht glaubt, lege sich eine Fliegenzucht an und prüfe durch Nachzählen das Ergebnis der Zucht nach!

Segelsport auf der Lagune in Venedig. × Miss Mary Lewis vom Metropol-Theater in New York

An unsere Abonnenten und Leser! Des am Montag den 19. April stattfindenden Zürcher Sechseläutens wegen erscheint die nächste Ausgabe der „Zürcher Illustrierten" erst Dienstag früh. REDAKTION UND VERLAG

BOILER
Heißwasserspeicher in jeder Größe
Moderne Haartrocknungsanlagen
Elektr. Apparate für Haushaltung, Gewerbe und Industrie, fabriziert
Prometheus A.-G., Liestal
Mustermesse Basel, Stand 766, Halle III